

„Bergedorf – das haben wir so noch nie erlebt.“

And the winner is – raumwerk und GHP. Wir sprachen mit den raumwerk-Geschäftsführern Sonja Moers und Jon Prengel über ihre Unternehmensphilosophie, den Siegerentwurf und die eindrucksvollen Erfahrungen, die sie in diesem Projekt mit den Bergedorferinnen und Bergedorfern gemacht haben.



Im Bild die raumwerk-Geschäftsführer Thorsten Wagner, Jon Prengel und Sonja Moers (von links nach rechts)

Bild: raumwerk Gesellschaft für Architektur und Stadtplanung



Wie würden Sie Ihr Büro beschreiben, worauf kommt es Ihnen bei Ihrer Arbeit an?

Moers: Wir heißen bewusst raumwerk anstelle unserer persönlichen Eigennamen. Wir sehen unser Büro als Marke, die geprägt ist durch das Team von raumwerk mit ganz unterschiedlichen Blickwinkeln und Disziplinen, von Architektur über Städtebau, Innenausbau, Innenarchitektur bis zu Design. Das ist unser Prinzip. Unser Slogan lautet „Wir sind interdisziplinär, vielseitig und voller Perspektiven. Hallo, wir sind raumwerk.“ Das spiegelt sich auch in den Projekten wider. Wir schauen uns die ganz spezifischen Anforderungen an und setzen uns dann das Ziel, eine für diese Aufgabe einmalige Lösung zu finden. Es geht immer um die intensive Auseinandersetzung mit dem einmaligen Ort, mit den Nutzungswünschen – wie möchten Menschen diesen Ort nutzen und leben, und wie kann man dort auch Heimat schaffen. Wir haben den Anspruch, komplexe Zusammenhänge möglichst ein-

fach in Räume umzusetzen. Ein Projekt ist dann gelungen, wenn man das Gefühl hat, es ist eigentlich ganz simpel, es ist selbstverständlich. Dann ist alles gelöst worden, was zu lösen war.

Sie wurden für dieses gutachterliche Verfahren in Hamburg-Bergedorf eingeladen. Kannten Sie Bergedorf vorher?

Moers: Ich muss gestehen, Bergedorf kannte ich noch nicht. Was für mich die Überraschung war – gerade auch bei der „Gläsernen Werkstatt“ – ist, dass Bergedorf eine ganz eigenständige Identität hat, und dass die Menschen das auch widerspiegeln. Wir hatten nur sehr konstruktive, zwar auch kritische, aber immer sehr sachliche Auseinandersetzungen mit unserem Entwurf. Für mich – Bergedorf – das habe ich so noch nie erlebt. Ich habe mir auch überlegt, woran das gelegen haben könnte: Ich glaube daran, dass es ein sehr intakter, gewachsener Stadtteil ist, der einen harten Kern an Bürgern hat, der sich mit dem Stadtteil

stark identifiziert, aber auch gleichzeitig offen gegenüber Neuem ist.

Wie sind Sie an die Aufgabenstellung herangegangen, hier ein innerstädtisches Wohnquartier zu entwerfen?

Moers: Es gab die klare Zielsetzung, dass es ein Quartier mit einer sehr hohen Dichte werden soll. Und eine hohe Dichte ist ja meist erstmal negativ behaftet. Viele denken, je weniger dicht, desto höher die Lebensqualität, desto besser das Wohnquartier. Das können wir Planer so nicht sagen: Wenn man ein Quartier mit einer sehr niedrigen Dichte plant, hat man Schwierigkeiten, Kommunikationsräume zu schaffen – und Identitäten. Dann ist die Vereinzelung sehr stark. Der Grundgedanke war: Dichte ist gewünscht, das nehmen wir als unsere Aufgabe an. Wie setzen wir das für das Quartier um? Da war relativ schnell klar, dass wir besonders attraktive Freiräume schaffen müssen, sowohl zum Wasser hin als auch innerhalb des Quartiers.

Und dass wir trotz der hohen Dichte eine gewisse Kleinteiligkeit erreichen möchten, die für Bergedorf typisch ist. Bergedorf lebt auch von diesen Brüchen, ein weiterer Aspekt, an den wir direkt anknüpfen konnten. Für uns aus Frankfurter Perspektive auch irgendwie spannungsreiche Brüche zwischen Hochpunkten, die in unmittelbarer Nachbarschaft zu einem kleinteiligen historischen Stadtkern stehen. Das kann, wenn es gut ist, eine Qualität sein. Es waren die vorhandenen Spuren dieses Ortes, diese Uferlinie, die Stuhlröhrhallen, aber eben auch dieser starke Wechsel von unterschiedlichen städtebaulichen Strukturen. Unser Ziel für den städtebaulichen Entwurf war es, ganz unterschiedliche Räume zu erzeugen. Und dann natürlich das Thema Wasser, was ein ganz wichtiger Kernpunkt unseres Entwurfes ist. Wir sagten, der Schleusen Graben ist sozusagen die Lebensader Bergedorfs, die historische Entwicklungsachse, damit möchten wir arbeiten.



Die Idee, das Wasser auch ins Quartier zu holen, kam gleich gut an, oder?

Moers: Das Wasser war sehr früh gesetzt. Wir haben auch bei der „Gläsernen Werkstatt“ schnell gemerkt, dass es etwas ist, das verstanden und sofort als Qualität gesehen wird. Dieses Viertel ist ja innerstädtisch, es muss also mehr können als nur ein Quartier zu sein, das in sich funktioniert. Es soll eine Ergänzung der Innenstadt sein. Und gerade durch diese Wasserader schafft man eine ganz einfache Anbindung, die sicherlich funktionieren wird. Für uns war eine Uferpromenade aber nicht genug. Wir dachten, das Wasser muss in das Quartier hineingehen, und dadurch finden wir zu einer Einheit zwischen Bergedorf und dem neuen Quartier. Wir benutzen immer ganz gerne diesen Begriff des Gastgeschenkes, wenn wir ein neues Quartier entwerfen: Neben dem eigenen Bedarf an Freiraum sollte eigentlich jedes neue Stadtquartier etwas zurückgeben, ein Element dazugeben, das im Gesamtkonzept passt. Das war für uns ganz klar das Wasser. Durch diese Becken haben wir die Möglichkeit, mit großzügigen Freitreppen direkt an den Wasserspiegel zu kommen. Wir benötigen natürlich auch Spiel- und Aufenthaltsflächen – idealerweise können wir die Wasserflächen auch für Spiel- und Freizeit nutzen. Das ist jedenfalls unsere Zielsetzung.

Sie haben sich für vier, hinsichtlich der Proportionen relativ gleich große Blockstrukturen im Zusammenspiel mit insgesamt vier Hochpunkten entschieden. Ist das eine Struktur, die sich schnell herauskristallisiert hat? Welche Vorteile bietet diese Struktur?

Moers: Bei der Blockstruktur haben wir erstmal verschiedene Varianten getestet. Wir brauchen einen Schutz nach außen, aber wollen auch kein hermetisch abgeriegeltes Quartier. Es soll sich trotzdem in die Umgebung öffnen, darum haben wir die Blöcke leicht verschoben. Auch bei hoher Dichte sollen die Bewohner das gewünschte Maß an Austausch bzw. Rückzug selbst steuern können. Das war für uns auch wichtig bei der Frage nach der städtebaulichen Struktur und der Gebäudetypologie. Wir haben großzügige offene Innenhöfe vorgesehen. Das ist der Grünraum, das sind die Gärten. Das sind sozusagen die grünen Lungen im Innenbereich, die einen gewissen Kontrast zu der eher urbanen Welt außerhalb darstellen. Die Innenhöfe sollen den Bewohnern auch helfen, sich untereinander kennenzulernen.

Prengel: Dabei ist dann wiederum wichtig, dass ein Block eine große gesellschaftliche Bandbreite aufweist, also nicht, dass ein Block gefördert ist und der andere freifinanziert, sondern dass dort jeder Block im Idealfall ein Abbild der Bergedorfer Gesellschaft ist.

Wie wird man es schaffen, Leben in das Quartier zu bringen? Nachbarschaftliches Leben in den Höfen wird sich ergeben. Aber glauben Sie, dass das Wasser einfach von sich aus dafür sorgen wird, dass Leute ins Quartier kommen und ein lebendiger Außenbereich entsteht?

Moers: Es zeigt sich immer wieder, dass gute Architektur emotionalisiert, und wenn sie das tut, dann funktioniert sie. Wenn es Neugierde erzeugt, wenn man in das Quartier gehen möchte, um es anzuschauen, dann funktionieren auch die Nutzungen, die eine Öffentlichkeitswirksamkeit haben. Das Thema Nutzungsmix ist wichtig. Es soll ja kein reines Wohnquartier werden, sondern insbesondere in den Sockelbereichen Nutzungen wie Gastronomie, Einzelhandel etc. geben. Außerdem muss die emotionale Patina des Areals, insbesondere die Hallen, genau richtig verortet sein, nämlich dort wo Plätze sind. Wir sehen die Hauptseite für die Verortung dieser Nutzungen auf der Seite entlang des Schleusengrabens, weil das die neue Nord-Süd-Verbindung ist. Hier werden auch die Leute aus den im Süden neu entstehenden Wohnvierteln ins Bergedorfer Zentrum gehen. Das war auch einer der Hauptgründe, warum wir das Wasser in das Quartier gezogen haben, damit man diese Schleife dreht. Wir können uns gut vorstellen, dass eine attraktive Nutzung für die Stuhrohrhallen etwas ist, was eine Zwischenstation auf dem Weg zum Bahnhof oder ins Zentrum darstellt. Eine attraktive Gastronomie mit Wasserlage und einem Platz, der nach Süden ausgerichtet ist. Da muss man gar nicht mehr viel machen, um das Quartier zu beleben. Nur das Fachmarktzentrum direkt nördlich des Quartiers sollte sich noch deutlich mehr zum Schleusengraben öffnen.

Was war die größte Herausforderung beim Entwurf für das Quartier? Die Unterbringung der Dichtekennzahlen und gleichzeitig die Gewährleistung von Außenbereichen?

Prengel: Sich zu positionieren. Es gab keine eindeutige Vorgabe zur Dichte. Wir haben uns die Grundstücke ringsum angeschaut und geprüft, wieviel vertretbar ist. Ich glaube, dass wir im Vergleich in der Auswertung etwa in der Mitte lagen. Sich diesbezüglich festzulegen und das

„richtige“ Maß zu finden war nicht leicht. Wir haben dies in vielen Baumassenstudien untersucht.

Die zweite Herausforderung für uns war es, seine Ideen während der „Gläsernen Werkstatt“ bereits zu einem so frühen Zeitpunkt während des Wettbewerbsverfahrens zu zeigen. Normalerweise spielt die Anonymität ja eine große Rolle bei Wettbewerben. Wir mussten uns auf diesen Prozess erst einlassen.

Wie haben Sie die „Gläserne Werkstatt“ wahrgenommen?

Prengel: Für mich ist es die größte positive Überraschung in diesem ganzen Verfahren. Ich war zunächst sehr, sehr skeptisch: „Wollt Ihr das wirklich. Findet Ihr das nicht irreführend, schon nach zwei Wochen Bearbeitungszeit mit irgendwelchen Skizzen und Massenmodellen zu kommen – auf so einem akademisch intellektuellen Niveau, wo noch keine fertigen Bilder gezeigt werden können? Das kann doch kein Mensch verstehen!“ Das war meine Haltung. Dahinter stand auch die Angst davor, dass man vielleicht am Ende seine Arbeit nivelliert und gar nicht mehr die Vielfalt der Entwürfe erhält. Aber als Resultat sind es nun trotzdem sehr, sehr unterschiedliche Entwürfe. Ich fand das unglaublich positiv, die Besucherzahlen, die Kommentare, das hat uns sehr geholfen. Wir sitzen hier nicht einfach für uns, Architekten und Stadtplaner unter sich, und skizzieren. Man bekommt einfach ein richtiges Feedback zu einem sehr frühen Zeitpunkt. Ich würde mir das in Zukunft öfter wünschen. Es macht das ganze Verfahren transparenter und nachvollziehbarer.

Welche Anregungen und Wünsche wurden Ihnen entgegengebracht?

Moers: Es waren sehr konstruktive Gespräche. Wir hatten verschiedene Bebauungsvarianten, daher konnte jeder seinen Favoriten auswählen, und wir haben eingefordert, zu begründen warum. Das hat insbesondere die Blöcke und die Typologien stark beeinflusst. Es ist oft eine andere Betrachtungsebene als die von uns Architekten, die ein langes Studium hinter sich und einen gewissen Blickwinkel eingenommen haben. Da tut es auch gut, sozusagen einmal wieder wachgerüttelt zu werden. Gerade zu unserem Freiraum-Thema haben wir wertvolles Feedback bekommen.

Prengel: Was wir auch gemerkt haben ist, dass es für das Thema Wohnhochhaus eine Offenheit gibt und dass man nicht alles ab acht Geschossen gründlich bedenken muss.

In den nächsten Schritten wird es auch darum gehen, wie aus der Stadtplanung konkrete Architektur wird, wie aus den Blöcken einzelne Häuser werden. Gibt es eine Patentlösung, wie man so etwas hinbekommt? Hochbauliche Wettbewerbe für einzelne Baufelder?

Moers: Diese Blöcke sind im städtebaulichen Maßstab natürlich erstmal sehr homogen, sehr einheitlich, aber es sind ja einzelne Häuser, die aneinandergereiht sind. Ein Werkzeug, um dort eine Vielfältigkeit zu erzeugen, ist es, bewusst verschiedene Architekturen herauszuarbeiten. Man kann sich auch bewusst für jeden Block ein eigenes Thema suchen, um die einzelnen Häuser erkennbar zu machen. Aber die Qualität wird sicherlich sein, dass diese vier Blöcke durch ganz unterschiedliche Entwurfshandschriften unterschiedlicher Architekten eine starke Eigenständigkeit bekommen.

Wenn wir 15 Jahre in die Zukunft blicken – die Häuser sind errichtet, die Bewohner sind eingezogen, die Erdgeschosse sind vermietet – wie wird dieses Quartier den Stadtteil Bergedorf beeinflussen?

Prengel: Aus meiner Sicht ist das ein Stadtteil, der nicht 15 Jahre brauchen wird, um zu wachsen und zu funktionieren. Ich denke, dieses Quartier wird durch geschickte Platzierungen öffentlichkeitswirksamer Nutzungen von Anfang an funktionieren. Und vor allem die Stuhrohrhallen werden sich zu einem Anziehungspunkt entwickeln, mit Gastronomie, Einzelhandel, Freizeitnutzung, vielleicht auch eine Kita.

Moers: In Bergedorf wird es ein stehender Begriff sein, dass man sich verabredet und trifft „bei den Stuhrohrhallen“, vielleicht in einem Café dort – ein neuer Lieblingsort für ganz Bergedorf.